

Miriam Klaussner

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt in Sri Lanka

vom 15. Februar bis 30. März 2013

Sri Lanka – ein Land im Umbruch

Von Miriam Klaussner

Sri Lanka, vom 15. Februar bis 30. März 2013



Inhalt

| | |
|---|-----|
| 1. Zur Person | 407 |
| 2. Ein paar Fakten... ... um besser zu verstehen, wie Srilankaner ticken | 407 |
| 3. Recherchethemen – der Plan | 410 |
| 3.1 Rücksiedler-Alltag | 411 |
| 3.2 Versöhnungsprojekte | 411 |
| 3.3 Aufschwung Ost | 412 |
| 3.4 Umweltprojekte und Ökotourismus | 412 |
| 4. Recherchethemen – die Praxis | 413 |
| 4.1 Rücksiedler-Alltag – oder was Toiletten alles bewirken können | 413 |
| 4.2 Sechshundert Kinderaugen, eine Digitalkamera und das Klo | 416 |
| 4.3 Der wilde Osten: Filmreife Flucht und Neustart trotz Schikane | 418 |
| 4.4 Versöhnungsprojekte – alles eine Frage der Definition | 423 |
| 4.4.1 Bildung – um jeden Preis | 423 |
| 4.4.2 “A little problem with the ladies” | 425 |
| 4.5 Aufschwung Ost – im Eiltempo zum Massentourismus | 427 |
| 4.6 Umweltschutz und Ökotourismus – populäre Begriffe | 430 |
| 4.6.1 Umweltschutz oder wie die Steine ins Dorf kamen | 432 |
| 4.6.2 Umweltschutz – ein Bibel-Auftrag | 436 |

| | |
|---|-----|
| 5. Ein paar abschließende Gedanken... | 437 |
| 5.1 Ear-Catcher und Worthülsen | 438 |
| 5.2 „Umwelt“ und „Öko“ – angesagte Schlagworte! | 438 |
| 5.3 Der Osten vor dem Massenansturm | 439 |
| 5.4 Aufbruchstimmung | 439 |
| 6. Danke | 440 |

1. Zur Person

Seien es Schildkröten-rettende Fischer in Malaysia, revolutionäre Studenten in Indonesien oder optimistische Strandmüllsammler in Thailand – Asien hat es mir angetan. Dabei musste ich vor meiner ersten Reise in die Region erst mal den Atlas bemühen – Singapur, direkt auf dem Äquator, klingt gut, dachte ich! Und dann war ich quasi infiziert, mit dem Asien-Virus. Die Offenheit der Menschen, der Mix an Religionen und die Gelassenheit der Menschen finde ich immer wieder aufs Neue spannend. Und da Geschichten hier oft wirklich auf der Straße liegen, ist die Region natürlich auch für Journalisten ein Paradies.

Seit sechs Jahren arbeite ich hauptberuflich als freie Hörfunk-, Fernseh- und Onlinejournalistin auf Deutsch und Englisch - hauptsächlich für die Sender Deutsche Welle, WDR, Dradio, SWR sowie den australischen Radiosender SBS. Volontiert habe ich bei der Deutschen Welle, studiert in Mainz und Australien – Publizistik und internationalen Journalismus. Theoretisch könnte ich auf meine Visitenkarten MA (deu) und MA (austr.) schreiben – und damit vermutlich alle verwirren. Deshalb habe ich es gleich gelassen. Was ich allerdings nicht gelassen habe, und auch nie lassen werde, ist weiter zu reisen und aus dem Ausland zu berichten. Denn auch Sri Lanka hat meine Begeisterung für Asien nur noch mehr gesteigert!

2. Ein paar Fakten...

... um besser zu verstehen, wie Srilankaner ticken

Zugegeben, man kann nach Sri Lanka reisen, ohne die Sektion „Geschichte – Land und Leute“ in den üblichen Backpackerbüchern à la Lonely Planet, Loose oder Le Routard gelesen zu haben. Man kommt sogar ganz gut ohne dieses Background-Wissen durchs Land. Vor 2009 kam man so zumindest an die kilometerlangen Strände im Westen und Süden. Wer damals versucht hat, auch ins Hochland, den Osten oder den Norden zu gelangen, der mag sich ein bisschen gewundert haben, dass da auf einmal Straßensperren und Militärs im Wege standen. Und vielleicht auch darüber, dass die Reise ab diesen Sperren leicht unheimlich wurde, oder unmöglich – oder beides! Und der mag vielleicht in diesem Moment doch einen nervösen Blick in die Geschichtssektion geworfen haben. Und vielleicht auch bei den Begriffen „conflict, Bürgerkrieg“ oder „guerre“ ein bisschen zusammengezuckt sein. Denn bis 2009 tobte auf der Hälfte der Insel ein Bürgerkrieg, um genau zu sein: 26 Jahre lang.

Doch seit 2009 ist dieser zu Ende, es herrscht Frieden. Seither kann man wirklich fast jeden Flecken des „strahlend schönen Landes“ – so die direkte Übersetzung des Landesnamens – erkunden. Sprich: Seither könnte man sich theoretisch wirklich die Geschichtskapitel über das Land sparen. Allerdings wird man sich so ebenfalls ab und zu ein bisschen wundern. Darüber, dass die Busse ab Freitagnachmittag überfüllt sind mit Familien, die einen Wochenendtrip machen. Und darüber, dass ab Samstagfrüh scharenweise Einheimische an den Ständen stehen (nicht liegen!) und oft und je nach Religion in Unterwäsche oder Burka in die Wellen hüpfen. Oder über die unzähligen Baustellen. Oder über die bunt-glänzenden Tafeln an vielen Häusern, von denen einem die Embleme der UN, Malteser oder sonstigen NGOs entgegenleuchten. Oder über die grell-blinkenden Buddhas, Marienstatuen, Hindugötter oder Allahposter im Cockpit von Bussen und Tuktuks. Oder über die immer und immer wiederkehrende Frage: „Sri Lanka, first time? You like?“

Die Standardfrage aller Tuktuksfahrer, Rotti-Verkäufer oder Kellner ist berechtigt. Denn die Standardantwort vieler Deutschen, Holländer, Engländer, Franzosen oder auch Inder lautet: „Yes, it’s our first time in Sri Lanka!“ Denn bis 2009 haben sich nur wenige Reisende nach Sri Lanka getraut – in ein Land, in dem sich Tamilen und Singhalesen heftige Kämpfe geliefert haben. Die Tamilen wollten ihren eigenen Staat in den von ihnen dominierten Gebieten im Norden und Osten der Insel. Die Singhalesen wollten das verhindern. Es kämpfte Minderheit gegen Mehrheit. Etwa 70 Prozent der Sri-Lankaner sind Singhalesen, 17 Prozent Tamilen. (Daneben gibt es noch 10 Prozent Muslime und sieben Prozent Christen.)

Dabei sind die meisten Tamilen Hindus, die meisten Singhalesen Buddhisten. Aber – das betonen alle Srilankaner – egal welchen Alters, egal welcher Religion - es waren längst nicht alle Tamilen Rebellen, sondern eine kleine Minderheit, genannt LTTE: Liberation Tigers of Tamil Eelam, kurz die Tamil Tigers.

Von den Tamilen sind zwei drittel Jaffna-Tamilen (Ceylon-Tamilen) und leben im Norden und Osten des Landes, die übrigen Tamilen (Indien-Tamilen) sind Nachfahren indischer Teepflücker, die die britischen Kolonialherren ins Land holten und im zentralen Hochland ansiedelten. Doch die Briten vertieften die seit Jahrhunderten bestehenden Rivalitäten zwischen den Ethnien: Sie bevorzugten die meist gebildeteren Tamilen. So hatten zum Beispiel unter den Briten überdurchschnittlich viele Tamilen Ämter in der Verwaltung inne.

Mit der Unabhängigkeitserklärung von Großbritannien 1948 wollten nationalistische Singhalesen diesen Machtvorsprung der Tamilen beseitigen. Die Nationalsprachen Englisch und Tamilisch wurden abgesetzt und Singhalesisch wurde zur neuen Nationalsprache erklärt. Somit waren die Tamilen plötzlich Analphabeten im eigenen Land und sahen sich selbst als Bürger zweiter Klasse. Beispielsweise wurde den Tamilen seit 1970 der Zugang zu einem Hochschulstudium erschwert. 1972 erfolgte die verfassungsrechtliche Diskriminierung, indem die Tamilen zu „registrierten Bürgern“ gemacht wurden. 1983 wurde die Partei Tamil United Liberation Front (TULF) aus dem Parlament ausgeschlossen.

Die Rebellenorganisation LTTE (Tamil Tigers) beschloss deshalb: Wir wollen unseren eigenen Staat im Norden und Osten des Landes, eben dort, wo besonders viele Tamilen lebten. Während der 26 Jahre Bürgerkrieg kontrollierten die LTTE fast ein Drittel des Landes, sie verfügten über einen straffen Militärapparat samt Selbstmordkommandos, eigener Marine („Sea Tigers“), und eigener kleiner Luftwaffe. Einen anerkannten Staat haben sie bis heute nicht bekommen, allerdings existierte lange ein De-facto-Staat, denn das von den LTTE kontrollierte Gebiet war politisch, militärisch und administrativ autonom.

2002 war ein Ende des Konflikts absehbar, es kam zu einem Waffenstillstand und zu Friedensverhandlungen. Zwei entspanntere Jahre folgten, in denen sich auch Touristen wieder ins Land trauten. Bis 2004 stiegen die Einnahmen im Tourismus um ein Drittel, bis der Tsunami im Dezember des Jahres dieses Wachstum komplett zum Erliegen brachte.

2006 flammte der Konflikt wieder auf, die srilankische Armee startete eine Offensive, die 2009 besonders blutig wurde. Sie eroberte die von den Tamilen kontrollierten Gebiete, dabei kamen Tausende von Menschen ums Leben. Denn nicht nur die Rebellen, sondern eben auch die Zivilbevölkerung war in den umkämpften Gebieten eingekesselt – zeitweise eine Viertelmillion. Etwa genauso viele waren in den Rest des Landes geflüchtet. Bilder von total überfüllten Flüchtlingscamps, von Verletzten und Unterernährten gingen um die Welt.

Am 19. Mai 2009 erklärte Sri Lankas Präsident Mahinda Rajapaksa das offizielle Ende des Bürgerkriegs, die srilankische Armee habe die LTTE zerschlagen. Bilder von jubelnden und feiernden Menschen gingen um die Welt. Nach 26 Jahren Bürgerkrieg hatten sie nun die Hoffnung, dass es mit dem Land auch wirtschaftlich bergauf ginge. Doch mit dem Ende des Krie-

ges wurde nicht schlagartig alles besser. Hunderttausende Tamilen waren während des Krieges aus ihrer Heimat geflüchtet und wurden mit dem Ende der militärischen Operationen im Mai 2009 in geschlossene Camps in den ehemaligen Kriegsregionen Vavuniya, Jaffna, Trincomalee und Mannar gebracht. Eine ethnische Aussöhnung fand jedoch bis heute noch nicht statt.

Im Herbst 2009 leitete die srilankische Regierung den Rücksiedlungsprozess ein. Das heißt, die rund 150.000 Menschen, die aus ihrer Heimat aufgrund des Krieges geflüchtet waren, sollten nun zurück. Viele wollten das auch, obwohl sie nicht genau wussten, was von ihrem alten Zuhause überhaupt noch stand. Aber „es war furchtbar in den Camps, wir hatten ja nichts zu tun und konnten nur abwarten“, erzählen sie noch heute. Was die Rücksiedler dann vorfanden, war oft frustrierend. Ihre Häuser waren zerstört. Es gab kaum was zu essen, Unter- und Mangelernährung sowie der Zugang zu sauberem Trinkwasser waren die Hauptprobleme. Sanitäre Einrichtungen waren gar nicht oder nur unzureichend vorhanden. Viele Schulen, Krankenhäuser und Gesundheitszentren waren zerstört. Noch heute sind viele Sri-Lankaner traumatisiert. Die jüngeren Menschen kennen ihr Land schließlich nur im Kriegszustand.

Neben dem Krieg gibt es noch ein weiteres Ereignis, das viele Menschen traumatisiert hat: Am 26.12.2004 prallte die Tsunamiwelle auf Sri Lanka. Ein schweres Erdbeben hatte die gewaltige Flutwelle ausgelöst und weite Küstenregionen in 12 Ländern Asiens verwüstet. Vor allem die Bilder aus Thailand und Indonesien gingen damals um die Welt. Über Sri Lanka ist wenig berichtet worden – dabei hat fast die ganze Insel die Welle abbekommen. 40.000 Menschen starben. Fast die Hälfte aller Fischerboote gingen kaputt, und damit die Lebensgrundlage der Fischer. Drei Viertel der Küstenlinie Sri Lankas wurde zerstört, es gab nur ganz wenige Landstriche, die verschont geblieben waren, darunter auch die Hauptstadtregion um Colombo. Über eine Million Menschen wurden obdachlos.

3. Recherchethemen – der Plan

Rücksiedler-Alltag, Versöhnungsprojekte, Aufschwung der Ostküste, Umweltprojekte und Ökotourismus – diese Themen fand ich spannend. Zu diesen Themen hatte ich vorab recherchiert. Und zu genau diesen Themen habe ich von Deutschland aus schon versucht Interviews zu organisieren. Das war der Plan. Doch vor Ort sieht oft vieles etwas anders aus. Zum Beispiel die „Versöhnungsprojekte“, bei denen man oft eben keine konkreten

Maßnahmen zum gegenseitigen Kennenlernen der anderen Religionsgruppen findet. Oder Umweltprojekte, bei denen klar wird, dass „Umwelt“ ein sehr weit gefasster Begriff ist. Sehr aufschlussreich war, dass mir Projektmitarbeiter des Öfteren so ganz nebenbei erzählt haben, welcher Zusammenhang zwischen Projekttitel und Geldern besteht. Dass beispielsweise die Begriffe „Versöhnung“ oder „Umwelt“ ganz gut ankommen. Oder, dass einige Projekte 2005 als Tsunami-Projekte angefangen haben – diese dann 2009 nach dem Krieg aber einfach umbenannt wurden. Aber genau das war ja auch Sinn und Zweck der Mission: herauszufinden, was vor Ort wirklich los ist ...

3.1 Rücksiedler-Alltag

Wie organisieren tamilische Flüchtlinge ihr Leben in ihrer „alten Heimat“? Sprich: Wie leben die Menschen, die erst aus ihren Dörfern und Städten im Norden und Osten wegen der Kämpfe flüchten mussten, und die nun – mehr oder weniger freiwillig – zurückkehren? In eine Heimat, die auch heute an vielen Stellen noch unheimlich aussieht: Betonruinen, deren Wände schwarz vom Ruß sind. Verwüstete Flächen mit umgeknickten Kokospalmen. Schlaglochpisten, die sich im tropischen Regen in Bäche verwandeln. Und dazwischen: Bambushütten, ein paar gemauerte Häuser, teils mit Palmdach, teils mit Wellblechdach.

Eine Heimat, die aber auch in einigen Gebieten schon wieder ganz „wohnllich“ ist. Wo Menschen morgens ihre Früchte zum Verkauf auftürmen, ihre Wasserbüffel vor den Pflug spannen, wo Kinder in schneeweißer Schuluniform durch die Pfützen auf den unbefestigten Straßen hüpfen.

3.2 Versöhnungsprojekte

Doch das war nicht die einzige Frage. Ich wollte außerdem wissen, wie junge Menschen jetzt nach dem Krieg lernen aufeinander zuzugehen. Genauer: Wie lernen sich junge Buddhisten, Tamilen, Muslime und Christen besser kennen - ihre Bräuche, Traditionen, Denkweisen? Denn darin sind sich alle einig: Nur wenn sich die verschiedenen Ethnien und religiösen Gruppen respektieren, wird es dauerhaft Frieden geben. Und Frieden ist die Grundvoraussetzung für eine funktionierende Wirtschaft – allem voran für den Aufschwung des Tourismus. Und auf den setzen sie alle, egal welcher Gruppe sie angehören.

„Reconciliation-Projects“ – so nennen die NGOs und Kirchen die Versöhnungsprojekte. Unzählige gibt es davon seit Ende des Krieges – zumindest auf dem Papier...

3.3 Aufschwung Ost

Seit dem Kriegsende schießen auch in den ehemaligen von den LTTE kontrollierten Tamilen-Gebieten an der Ostküste neue Guesthouses, Banken und Mobilfunkläden aus dem Boden. Doch die Infrastruktur ist trotz allem noch deutlich schlechter als im Westen und Süden. Das soll sich nun ändern. Die Regierung möchte große Hotels an die touristisch unerschlossene Ostküste bauen. Möchte die Pauschaltouristen dorthin locken. Aber wer wird dort arbeiten? Wer verdient daran? Die wenigsten Tamilen haben eine Ausbildung in der Gastronomie oder Hotellerie und auch keine Arbeitserfahrung auf diesem Gebiet. Zudem ist ihr Englisch nicht so gut wie das der Menschen an der West- und Südküste, die seit Jahren mit Englisch sprechenden Touristen zu tun haben. Hinzu kommt, dass viele Menschen aufgrund des Krieges flüchten mussten, regelmäßiger Unterricht war da nicht möglich. Auch nach dem Krieg mussten die Schulen im Osten erst mal wieder aufgebaut werden. Wie leben die Menschen im Osten? Was ist zu spüren vom Regierungsvorhaben „Aufschwung Ost“?

3.4 Umweltprojekte und Ökotourismus

Wer zum Thema „eco-tourism“ und Nachhaltigkeit in Sri Lanka recherchiert, der stolpert zwangsläufig immer wieder über diese Geschichte: In den neunziger Jahren haben Mönche und Dorfbewohner gegen ein geplantes Fünfsterneresort am Kandalama-Stausee protestiert. Daraufhin gestaltete Sri Lankas berühmter Baukünstler Geoffrey Bawa ein architektonisches Naturereignis mitten im Regenwald. Dort wird jetzt Müll wiederverwertet und die Menschen aus der Umgebung finden einen Job. Angeblich war das der Start des Ökotourismus auf der Insel. Angeblich gibt es nun etliche kleine Projekte, die die Srilankaner für den Umweltschutz sensibilisieren. Und angeblich möchte die Regierung auch mehr „eco-tourism“ sehen. Doch was genau steckt hinter diesen „angeblichen“ Zielen?

4. Recherchethemen – die Praxis

4.1 Rücksiedler-Alltag – oder was Toiletten alles bewirken können

Ja, es war schwierig. Um ganz präzise zu sein: Es war extrem schwierig und extrem zeitaufwendig mit NGOs in sogenannte Rücksiedlergebiete zu gelangen. Diese sind im Osten und im Norden, also dort, wo die Menschen von den Kämpfen besonders betroffen waren. Die ehemaligen Kriegsgebiete hinken aufgrund der Kämpfe sowieso schon wirtschaftlich hinter den restlichen Regionen hinterher. Dazu kommt: 2004 hat der Tsunami fast die ganze Insel mit voller Wucht getroffen. Das heißt, die Menschen im Osten und Norden – hauptsächlich Tamilen - hatten es mit zwei Katastrophen zu tun und sind geflüchtet. Eine Viertelmillion hat ihre Heimat verlassen.

Im Herbst 2009 leitete die srilankische Regierung den Rücksiedlungsprozess ein – über Hunderttausend Menschen sollten nun zurück in ihre vom Krieg zerstörte Heimat. Allerdings konnten im Osten des Landes, beispielsweise in der Region Batticaloa, die Menschen schon früher zurückkehren, die Kampfhandlungen endeten dort eher.

Deshalb konnten die NGOs im Osten auch schon früher helfen. Deshalb sind viele dieser Projekte dort schon sehr weit fortgeschritten. Sprich aus Journalistensicht: Man sieht was! Nämlich semi-permanente Häuser (auf denen die Embleme der NGOs prangen), Gesundheitszentren, Schulen, Brunnen, Trinkwasserfilter. Und: „Latrinen“, also Toiletten. Denn Hygiene und Hygiene-Schulungen waren die wichtigsten Maßnahmen, um zu verhindern, dass sich Krankheiten ausbreiteten.

Die Projektbeschreibungen der internationalen NGOs ähneln sich dabei sehr. Viele kümmern sich um Hygiene, Gesundheitsversorgung und Trinkwasser. Eigentlich logische Maßnahmen, die aus Laiensicht auch in keiner Weise kritisch erscheinen. Insofern hat es mich schon überrascht, dass es mich fast vier Monate Vorlauf, gefühlte 70 Emails mit mindestens vier Mitarbeitern und etlichen im „cc“, X Telefonate und eine Telefonkonferenz gekostet hat, die Erlaubnis zu bekommen, einmal mit einem Mitarbeiter solche Rücksiedlerprojekte anzuschauen. (Und off the record: Darüber dann positiv zu berichten und kostenlose PR für exakt diese Projekte zu machen!)

Ich habe mich für Projekte im Osten der Insel entschieden, in einer der ärmsten Regionen des Landes rund um die Stadt Batticaloa. Die Stadt selbst ist chaotisch, hektisch, es gibt kaum Weiße auf den Straßen. Und wenn, sind es mit hoher Wahrscheinlichkeit NGO-Mitarbeiter, die die zwei einzigen ordentlichen Hotels vor Ort auch im Dauerabo ausgebucht zu haben scheinen. Und: Die sich für ihren Job über die ruckeligen Schlaglochpisten in Minibussen und Pick-ups ins Landesinnere fahren lassen.

Vorbei an Wellblechdachhütten, an in Pfützen spielenden Kindern, an alten, dünnen Männern, die auf rostigen Hollandrädern 50-Kilo-Reissäcke transportieren. „Es hat sich sehr viel getan in den letzten Jahren. Die Leute hier haben wieder ein Dach über dem Kopf, sie tragen saubere Kleidung und sie starten ihre kleinen `businesses`“, erklärt Mister N., der Projektmanager, während der Fahrer langsam im Slalom um die Löcher in der Straße kurvt. Mister N. sitzt auch bei 35 Grad aufrecht und in langer Bundfaltenhose auf dem Beifahrersitz. Am Gürtel klemmt sein Handy, auf dem Kopf die Schildmütze mit dem NGO-Wappen. Er leitet eines der Rücksiedlerprojekte.

Unzählige Male ist er in den letzten Jahren über diese Piste gefahren, unzählige Male hat er den Bewohnern Wasserfilter gebracht, installiert, erklärt. Das Gleiche hat er mit Pumpbrunnen getan und mit Toiletten. „Hygiene-Aufklärung war das allerwichtigste hier. Händewaschen, Seife benutzen, Wasser filtern – das zu vermitteln war lebenswichtig, sonst hätten wir hier Krankheiten ohne Ende bekommen“, erzählt er, während der Fahrer in einen Feldweg einbiegt.

Er stoppt vor einer Lehmhütte. Eine dünne Frau um die 30 kommt heraus, auf dem Arm ein Säugling. Verwilderte Hunde springen auf und ab, ihr achtjähriger Sohn guckt neugierig unter dem Wellblechdach hervor. „Was macht der Brunnen?“, fragt der Projektmanager. Sie zuckt mit den Schultern, er sei kaputt. Das heißt, sie hat seit einem Monat kein frisches Trinkwasser mehr. Mister N. inspiziert die Pumpe, tickt mit dem Fingernagel auf eine Metallplatte. „Das ist kaputt, ich habe Ihnen doch ein Reparatur-Kit hiergelassen, warum haben Sie es nicht repariert?“ Große Augen, ein resigniertes Schulterzucken. Das Kit sei auch weg. Sie habe das schon der lokalen Behörde gemeldet, aber da sei nichts passiert.

Mister N. stöhnt unhörbar, reißt sich sichtlich zusammen, lächelt aber weiterhin höflich. Er werde sich darum kümmern, dass der Brunnen repariert wird, verspricht er und wischt sich mit seinem Stofftaschentuch die Schweißperlen aus dem Gesicht. „Das gibt es eben auch. Rücksiedler, die keine Eigeninitiative ergreifen, die sich darauf verlassen, dass wir von den NGOs schon kommen werden“. Das sei aber nicht die Regel, betont er eilig. Wovon die Frau lebe? Da zuckt der NGO-Mitarbeiter ebenfalls mit den Schultern. „Sie hat ein bisschen Gemüse im Garten und ein paar Kokospalmen. Das reicht so, um zu überleben, aber eine Perspektive ist das nicht!“

Aber es sei schon ein großer Erfolg, dass die Frau und ihre Kinder einigermaßen saubere Kleider anhaben, meint Mister N. Das sei absolut nicht

selbstverständlich. „Unsere Hygiene-Schulungen haben da sehr viel bewirkt.“ Er deutet auf die Siedlung mit den semi-permanenten Hütten, auf den Kiosk mit den Mobilfunkaufladekarten, auf die Frau, die Karotten und Bohnen am Straßenrand verkauft. „Die meisten Menschen hier mussten gegen Ende des Kriegs flüchten. Sie lebten über ein Jahr in Camps. Dort war es furchtbar, sie hatten ja nichts zu tun. Deshalb waren sie froh, als sie in ihre Heimat zurück konnten. Da konnten sie wenigstens ihre Häuser wiederaufbauen.“ Viele Gebäude waren zerbombt, verrußt, abgebrannt. Davon sieht man auch heute noch Spuren, aber das sei kein Vergleich zu vor ein paar Jahren, erzählt Mister N.

Der Minivan holpert wieder einen Trampelpfad entlang und fährt auf den Hof einer sechsköpfigen Familie. Handshakes, Floskeln, man kennt sich, schließlich ist der NGO-Mitarbeiter hier schon oft aufgetaucht. Denn diese Familie hat von der Lokalregierung das OK für eine Toilette bekommen. „So läuft das hier“, erklärt Mister N., „Die Lokalbehörden ermitteln, wer ein Anrecht auf eine Toilette hat. Natürlich wollten alle ein richtiges Klo haben, aber das konnten wir NGOs gar nicht leisten. Deshalb haben die Behörden das festgelegt. Wir hatten da kein Mitspracherecht, ich kann auch nicht genau sagen, welche Kriterien jetzt für den Toilettenbauzuschlag ausschlaggebend waren. Kriegsverletzte im Haushalt auf jeden Fall!“

Ohne zu fragen, läuft Mister N. auf ein gemauertes Häuschen hinter dem Wohngebäude zu. Er wirft einen Blick hinein, nimmt das kleine Stück pinkfarbene Seife in die Hand und nickt anerkennend mit dem Kopf, als er den Wasserkübel im Klo entdeckt. „Top gepflegt, sauber, und sie benutzen Seife und den Eimer zum Spülen“, meint er gut gelaunt. Die Toiletten der NGOs ähneln einem französischen Klo. Spülen muss man allerdings von Hand. Sprich es gibt einen Wasserhahn, damit füllt man sich den Eimer – also die Spülung! 1.000 solcher Toiletten hat Mister Ns NGO in der Region Batticaloa und Trincomalee gebaut. „Dazu kommen 250 Brunnen, 40 `water supply points´ und 4.000 Wasserfilter, die wir verteilt haben. Aber damit haben wir noch lange nicht alle Haushalte erreicht.“

Doch es sei eine gute Starthilfe für die IDPs hier, meint Mister N. dann bedächtig. IDP steht für Internally Displaced Person, also den Bürgerkriegsflüchtlingen.

„Langsam, ganz langsam können die Menschen hier wieder einen normalen Alltag leben. Aber die Region ist eben arm, sie leben hier von der Landwirtschaft. Tourismus? Nicht hier, nur vorne an der Küste, dort sollen jetzt kräftig Hotels gebaut werden.“

Das Problem sei, dass die meisten NGO-Projekte im Osten so langsam auslaufen. „Kein Geld mehr, das stecken alle jetzt in die Regionen im Norden. Dort sieht es noch schlimmer aus“, versucht Mister N. zu erklären. „Aber, es ist wichtig, dass es hier auch weiter geht. Die Regierung wird sich jetzt hier um den Wiederaufbau kümmern.“ Mister N. muss etwas vorsichtig sein, wenn er Kritik äußert. Das tut er auch nicht, aber seine Gestik und Mimik sprechen auch eine Sprache. Und die zeigt vor allem eines: Skepsis, dass sich die Situation der Menschen hier im Osten zügig weiter verbessert. Die Regierung habe versprochen, den Menschen hier permanente Häuser zu bauen, sagt er. Und ordentliche Straßen. Aber klar, das könne dauern. Wie es denn hier weitergehen wird?

Da blitzen die Augen des sonst sehr gefassten Mannes, der eigentlich kaum Emotionen zeigt. „Die Zukunft liegt bei ihnen!“ Der Wagen hält, Mister N. springt hinaus, lächelt, und nickt hinüber in die Richtung, wo das Kindergeschrei herkommt. „Die Kinder sind die Zukunft der Region hier. Es ist so schön zu sehen, dass fast alle wieder regelmäßig zur Schule gehen. Und zwar in sauberer Uniform!“ Bildung, das sei der Schlüssel zu einer besseren Zukunft. Immer mehr Englisch- und Tourismusschulen würden in der Region eröffnen. „Wer sich da jetzt fit macht, kann auch von der Tourismuswelle profitieren.“ Denn die soll schließlich bald an die Ostküste rollen.

4.2 Sechshundert Kinderaugen, eine Digitalkamera und das Klo

Dass Kinder und Jugendliche im Osten wieder regelmäßig zur Schule gehen, dass Lehrer und vor allem intakte Schulgebäude da sind, das ist alles andere als selbstverständlich. Darauf sind die Menschen hier stolz, vor allem die Lehrer. Verständlich, dass sie die (seltenen) Besucher auch sehr gerne durch das Schulgebäude führen...

“WELCOME! TO! THE! CLASSROOM!!!“. Die Begrüßung sitzt! Danach: Stille. Kleine schwarze Knopfaugen, aufgerissen, erwartungsvolle Blicke. 600 Kinder kleben an den Gittern der Klassenzimmer. Gespannt, ob die „Weiße“ nun zu ihnen ins Klassenzimmer kommt – genauer: in die Halle mit Gittern und Wellblechdach. Sie kommt in den Englischunterricht der 13jährigen. Der Englischlehrer gibt auf Tamilisch Anweisungen, die 30 Kinder ignorieren sie geflissentlich. Sie tuscheln, stecken die Köpfe zusammen und wollen alle nur eines: ein Foto. Der Lehrer meint, sie sollen strammstehen. Die „Weiße“ meint, sie sollen sich um die Tür scharen. Verwirrung, Kichern, sie entscheiden sich für die Tür.

Erst sind sie schüchtern, dann fangen die Jungs an zu posieren. Großes Gedränge, als sie das Digitalfoto anschauen können. Sie lächeln, stolz wie Oskar. Und dann ist das Eis gebrochen. „Where are you from“, fragt Priyani, die mit dem Fleck auf dem weißen Uniformkleidchen. Sie hat sich ganz nach vorne gedrängelt. Germany? Es sagt ihr nichts, ist aber egal, sie hat sich als Erste getraut die „Weiße“ anzusprechen. Wie heißt du, was machst du hier...auf einmal werden sie neugierig, die Schüler der public school im ehemaligen Kriegsgebiet bei Batticaloa.

Noch nie hatten sie Leute aus dem Westen auf ihrem Schulhof, ich sei die Erste, erklärt der junge Englischlehrer. Die Aufregung müsse ich verstehen. Sein etwas älterer Kollege nimmt mich zur Seite: Ich müsse unbedingt die anderen Klassen auch fotografieren, sie wären so neidisch. 20 Fotos später: Der Unterricht fällt aus, zu viel Aufregung. Der Direktor drängelt, der NGO-Mitarbeiter wird ungeduldig: „Du musst nun endlich das „Projekt“ sehen!“ Sie zerren mich aus dem Schülergewirr hinter das Schulgebäude. Stolz öffnet der Direktor die Tür: das Klo. Die Schultoilette, das ist die eigentliche Attraktion hier, deshalb sind wir fast zwei Stunden über überschwemmte Schlaglochpisten gebettet. Aber es ist nicht irgendein Klo, nein, eine hygienische Schultoilette mit Waschbecken und Seife. Und mit einem Riesenschild über den Waschbecken, einer Art Gebrauchsanweisung fürs Klo! „Das gab es hier noch nie! Toilettenhygiene ist eines der Hauptprobleme in diesen armen Gebieten“, erklärt der NGO-Kollege. Der Direktor nickt: „Bisher sind die Schüler einfach nach Hause gegangen, wenn sie mal mussten. Und danach nicht wieder erschienen!“ Oder die hätten eben die alte Schultoilette benutzt, ein stinkendes Loch im Boden ohne Spülung.

Das sei aber noch nicht alles, meint der NGO-Mitarbeiter. Der „healthclub“ habe den Durchbruch gebracht. Der Direktor stimmt ihm heftigst zu. „Ältere Schüler bringen den jüngeren bei, dass man sich nach dem Toilettenbesuch die Hände wäscht.“ Und die Eltern wurden auch zu Hygiene-Schulungen eingeladen. „Es funktioniert super, sie ziehen das nun auch zu Hause durch!“ Eine kleine Revolution im ehemaligen Kriegsgebiet. Viele der 600 Kinder mussten während des Krieges in Flüchtlingscamps leben. Als sie zurückkamen – nach 2009, nach Ende des Krieges – war vieles zerstört. „Es ist ein Riesenerfolg, dass die Kinder hier alle wieder zur Schule gehen. Und zwar jeden Tag, in sauberer Uniform“, erklärt der Direktor.

Priyani, die aus der Klasse der 13-Jährigen, steht noch immer vor der Tür, umringt von ihren tuschelnden Freundinnen. Kaum taucht die „Weiße“ auf, stürzen sie raus, strecken mir ihre Hände entgegen. Priyani schüttelt meine als Erstes, lächelt, dreht sich triumphierend zu ihren Mädels um. Auf einmal stecken 20 Kinder ihre Hände nach vorne, jeder will mal eine „weiße“ Hand schütteln. Der junge Englischlehrer inklusive! Und damit noch halbwegs die Form gewahrt wird, pfeift er seine Schüler zusammen, sie sollen den Gast wenigstens anständig verabschieden: „BYE BYE MADAM“ krähen sie und stehen grinsend stramm.

4.3 Der wilde Osten: Filmreife Flucht und Neustart trotz Schikane

Wenn man in Sri Lanka über Rücksiedler spricht, fällt oft der Begriff IDPs. Das steht für Internally Displaced Persons – also Menschen, die aus ihren Heimatorten im Norden und Osten in den friedlichen Teil der Insel geflüchtet sind. Es gibt aber auch Menschen, die sind wegen des Krieges ins Ausland gegangen. Ungeplant. Quasi über Nacht. Aus genau den gleichen Gründen wie die IDPs – Krieg, Bedrohung, Angst. Runny und seine Familie sind so ein Fall. Sie lebten im Kriegsgebiet an der Ostküste. Hatten dort ein Geschäft, hatten sich mit der eingeschränkten Freiheit und der Unsicherheit irgendwie arrangiert. Und sie hatten vor auszuharren. Doch diesen Plan mussten sie von einem auf den anderen Tag über den Haufen werfen. Wie das alles kam, erzählt Runny heute gerne – und zwar am Strand von Arugam Bay – also genau an dem Ort, den er vor ein paar Jahren fluchtartig verlassen hat.

„I am a rich man now.“ Runnys weiße Zähne funkeln, in seiner Sonnenbrille spiegeln sich die letzten Sonnenstrahlen. Da steht er, tief sitzende Surfshorts, sein dickes langes Haar zum Pferdeschwanz gebunden, die Hände in die Hüfte gestemmt. Vor ihm liegen die Fischerboote. Hinter ihm schallt chillige Musik aus den Boxen seiner Bar. „Das ist mein Grundstück. Ein Restaurant, eine Bar, drei Bungalows und ein Luxusapartment. Das war immer schon mein Traum.“

Runny ist sichtlich stolz, wenn er über sein „business“ in dem kleinen Dorf an der Ostküste Sri Lankas spricht. Aber er klingt nicht angeberisch oder überheblich. Eher selbstbewusst. Denn er hat sich alles Selbst erarbeitet. Runny geht ein paar Schritte vor die Liegen seiner Anlage und ruft den alten Fischern etwas auf Tamilisch zu. Die stehen auf, greifen Rechen und Schaufel und beginnen den Strandmüll zusammenzuklauben. „Ich sage es

ihnen jeden Tag: Touristen wollen keinen vermüllten Strand. Ich sammle ja auch ständig vor meinem Grundstück den Abfall ein. Und um das habe ich die Männer gerade gebeten – es nervt mich, dass ich das immer wieder sagen muss!“

Die Fischer hören auf den jungen Mann. Runny ist 40, wirkt aber mit seinen lässigen Klamotten und seiner noch lässigeren Art deutlich jünger. „Jetzt, wo ich Geld habe und ein Geschäft bin ich in der Rangordnung im Dorf Arugam Bay natürlich aufgestiegen“, grinst er. Dann wird er nachdenklich und meint: „Bis vor dem Tsunami hatte ich gar nichts. Ich stamme aus einer armen Familie, mein Vater war Reisbauer. Wir hatten nie genug zu essen. Deshalb habe ich schon als Schuljunge in einem der ersten Guesthouses hier am Strand gearbeitet.“ Runny hatte Ehrgeiz und einen Traum: ein eigenes Hotel. Deshalb quetschte er seinen Arbeitgeber – einen Dänen – aus. Er wollte alles über den Restaurantservice, Bungalows und über westliche Touristen lernen.

„Vor 2002 kamen nur wenige hierher ins Kriegsgebiet. Meist waren es Surfer, schließlich gilt der Spot hier als Geheimtipp, unsere Wellen sind unschlagbar“, erzählt Runny, während er hektisch zwischen den Holzbänken seines Restaurants umherläuft und mit strahlendem Lächeln Bestellungen aufnimmt. „Doch dann“, erinnert sich Runny, „kam das Waffenstillstandsabkommen 2002. Und mit ihm Scharen von Touristen.“ Runny schuftete Tag und Nacht beim dänischen Guesthousebesitzer. „Ich kam nicht mal zum Surfen!“ Doch so sehr Runny auch ackerte und sparte, mit seinem Tageslohn von knapp vier Euro kam er auf keinen grünen Zweig.

Und dann kam auch noch die Welle, der Tsunami, 2004. Runny zeigt auf sein Grundstück. „Hier lag nur Schrott. Angespülte Kühlschränke, Autos, Häuserteile, Schlamm, zerbrochenes Glas. Es war eine Müllhalde. „Aber“, grinst er dann schelmisch, „ich hatte ja Glück im Unglück. Kurz vor dem Tsunami habe ich eine junge Engländerin kennengelernt“, erzählt er zwinkernd und schielt in Richtung Pizzaofen. Dort hantiert eine braun gebrannte Frau gerade mit duftenden Blechen herum. Nebenbei schäkert sie gut gelaunt mit den Gästen und versucht gleichzeitig ihre Küchenjungs zu etwas schnelleren Bewegungen zu motivieren. „Sue wollte surfen lernen. Das kann sie bis heute nicht“, lacht Runny. „Wie auch? Sie hat ja mehr bei mir auf der Terrasse gesessen als auf dem Surfbrett! Zwischen uns hat es einfach gefunkt!“ Doch Sues Urlaub war irgendwann zu Ende und die junge Surf-Schülerin flog kurz darauf zurück nach Europa.

Runny schlendert hinüber zu ihr und nimmt ihr die schweren Bleche ab. Sue wischt sich über die Stirn, sie hat mitbekommen, dass Runny mal wieder „ihre story“ erzählt. „Noch heute erklären mich die Gäste für verrückt, wenn ich ihnen erzähle, dass ich fünf Wochen nach dem Tsunami hierher, ins Kriegsgebiet zurückkam. Und zwar nicht als Katastrophenhelferin, sondern um hier zu leben!“ Sue strahlt ihren damaligen Freund und jetzigen Mann Runny an: „Das war mir alles egal“, meint sie. Egal war ihr auch, dass ihre Freunde die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen haben, als sie mit dem nächsten verrückten Plan herausrückte: Mit Runny ein Grundstück in Arugam Bay kaufen. Genau dieses Grundstück, auf dem heute das gemütliche Restaurant und die Bungalows stehen. „Es war unschlagbar billig“, schmunzelt Sue, während sie ohne hinzuschauen den Käse über die Reibe zieht.

Die beiden haben sich gut ergänzt: Runny wusste, wie man ein Restaurant und Guesthouse organisiert und Köchin Sue, was westliche Touristen im „Curry dominierten“ Sri Lanka auf der Speisekarte vermissen. Hilfreich war außerdem, dass Runny aus dem Ort stammte, das er wusste, wer was zu sagen hat. Und dass er akzeptiert wurde – und dass, obwohl er hier einer Minderheit angehörte: Runny ist Tamile. Die Tamilen waren zwar generell in der Überzahl im Kriegsgebiet – aber es gab mitten drin Orte, die rein muslimisch waren. Und Runnys Fischerdorf Arugam Bay war so eine Ausnahme.

Ihr Plan ging auf. Nach dem Tsunami 2004 blieb es weiterhin friedlich. „Wir wurden buchstäblich von Touristen überrannt“, erzählt Sue. „In der ersten Surfsaison nach dem Tsunami standen die Leute auf einmal Schlange. Ich kam kaum hinterher mit meinen Fish and Chips, Burgern, Salaten, Grätins und Kuchen.“ Doch damit war es dann von einem Tag auf den anderen vorbei. „Ich wurde auf die Behörde zitiert“, erinnert sich Runny nachdenklich. „Ich und der andere Tamile aus Arugam Bay mussten antreten.“ Und zwar nicht bei den Rebellen, den Tamil Tigers, sondern bei einer Splittergruppe der staatlichen Armee, die gegen die Rebellen kämpfte. Die beiden Tamilen waren dieser Splittergruppe ein Dorn im Auge.

Für einen kurzen Augenblick verschwindet das schelmische Blitzen aus Runnys Augen und seine sonst so hektischen Bewegungen werden etwas bedächtiger. „Sue wollte unbedingt mit auf die Behörde. Ich hatte mehr Angst um sie als um mich“, erzählt er. Dort wurde Runny dann bedroht: „Ich sollte Geld zahlen. 5.000 Rupien pro Monat. Einfach so, sozusagen als Schutzgeld.“ Noch heute wird Sue wütend über diese „unverschämte Forderung“. Ihr Mann

wirkt eher gelassen, er zuckt mit den Schultern und sagt lapidar: „Was sollte ich tun. Ich hatte keine Chance, ich musste zahlen.“ Doch seine damalige Freundin war da ganz anderer Meinung. „Ich hatte Angst. Mir reichte es. Ich vermutete, dass sie mit 5.000 im Monat anfangen, und dann langsam immer mehr verlangen. Und ganz ehrlich – wir hatten damals Touristen im Restaurant. Aber wir verdienten gerade so viel, dass wir überleben konnten.“

„Als wir von der Behörde zurück waren, war es für mich klar: Ich will weg“, erzählt Sue. Noch heute klettern ihr Adrenalinpiegel und ihre Stimme nach oben, wenn sie an diese Situation denkt. Runny nickt, auch er hatte Angst schikaniert zu werden. Hinzu kam Jay. Neun Monate alt, Runnys und Sues Sohn und stolzer Besitzer eines Hightech-Kinderwagens. Sues muss immer grinsen, wenn sie über ihre Flucht spricht. „Wir sind quasi mit dem Kinderwagen abgehauen. Innerhalb von 24 Stunden“, schmunzelt sie. Es durfte ja keiner mitbekommen, dass die Drei nach England wollten. „Ich bin also unzählige Male mit dem Kinderwagen die Dorfstraße hoch und runter gelaufen. Darin lag aber nicht Jay, sondern da transportierte ich Papiere und Kleider.“ Ihre Flucht in Kürze: Mit dem Auto aus der Kriegszone raus. Bei Freunden im Haus an der Südküste versteckt. Zitterpartie um Runnys Visum. Dann endlich der Flug nach England, in ein laut Runny „schrecklich kaltes, graues Land“.

In London kamen sie bei Sues Familie unter. „Und ich ging arbeiten“, erzählt Runny stolz. „Ich war Oberkellner in einem guten Restaurant, sechs Monate lang, 12 Stunden pro Tag!“ Ein halbes Jahr hat Runny durchgehalten. Doch dann war Schluss: „Ich habe die Kälte einfach nicht mehr ausgehalten. Und ich wollte einfach wieder freundliche, relaxte Leute um mich!“ Da sich die Lage in Sri Lanka etwas beruhigt hatte, beschlossen die Drei es Ende 2006 noch mal zu versuchen: noch einmal in Sri Lanka, noch einmal im Kriegsgebiet, noch einmal in Runnys Heimatort Arugam Bay.

„Meine Familie und meine Freunde dachten nun zum zweiten Mal ich wäre völlig von der Rolle“, lacht Sue. „Aber“, ergänzt Runny und dreht sich einmal im Kreis, „schaut euch um. Es hat geklappt, wir haben es geschafft“.

So richtig geklappt hat es allerdings erst 2009, nachdem der Krieg offiziell beendet war. Sue schiebt gerade das vierte Pizzablech in den Ofen und treibt höflich aber bestimmt ihre zwei Kellner zur Eile an. „Schließlich warten gerade 20 Gäste auf den Holzbänken auf der Veranda!“ Ihre Pizza boomt, erzählt Sue, während sie routiniert Oliven auf den Teig platziert. „Und zwar nicht nur bei Westlern“, ruft sie und zeigt auf eine Gruppe

Einheimischer, die sich lautstark an den Tischen vorne am Strand amüsiert. „Seit der Krieg zu Ende ist, reisen die Sri Lankaner. Die Menschen aus dem Süden und Westen konnten ja fast 30 Jahre lang nicht hierher an die Ostküste. Kein Wunder, dass sie seither jedes Wochenende in das Örtchen einfallen. Für uns ist das ein tolles Erlebnis“, meint Sue. „Und ein tolles Geschäft“, ergänzt Runny.

Ob dieser Boom anhalten wird? Runny zeigt auf die Baustelle ein paar Häuser weiter. „Da bauen sie gerade das erste dreistöckige Hotel. Ich hoffe, es kommen nicht noch mehr so hohe Gebäude, denn sonst ist der Charme des Surferörtchens hinüber“, meint er seufzend. „Und nicht noch mehr Touristen“, ergänzt Sue. Die Touristen bringen Geld und haben die Entwicklung des kleinen Fischerörtchens sehr beschleunigt, da sind sich die beiden einig. Aber ob der Ort für Massentouristen geschaffen sei? Da schütteln sie beide den Kopf. „Unsere Gäste kommen gerade, weil es hier so relaxed ist, weil es keine großen Hotels gibt“, erklärt Runny. „Und natürlich wegen der gigantischen Wellen!“

Aber die Regierung hat etwas anderes vor, ruft Sue aufgebracht hinter dem Ofen hervor. „Ich habe unzählige Pläne von Regierungsvorhaben gesehen. Auf den einen wollen sie alle Häuser in Arugam Bay abreißen und stattdessen Parkplätze bauen. Auf anderen wollen sie einen Hafen bauen. Und wieder andere besagen, dass der Strand geteilt werden soll. In einen Abschnitt für westliche Touristen und einen für einheimische.“ Runny verdreht genervt die Augen. Er gäbe gar nichts auf Pläne, verkündet er lautstark. Seine Frau stimmt ihm zu, das sei in Sri Lanka eben so. Ständig käme die Regierung mit neuen Ideen um die Ecke, das hieße aber noch lange nicht, dass diese dann auch letztendlich umgesetzt würden.

„Aber ich habe ein ungutes Gefühl“, gibt Sue zu. Sie zeigt ans Buchtende. „Dort unten baut die Regierung gerade schon einen Riesenklotz, ein Luxushotel mit 1.000 Betten. Und das wird nicht das Letzte bleiben!“ In fünf Jahren, vermuten die beiden, werden hier wohl nur noch Pauschaltouristen am Strand liegen. „Die Surfer werden sich etwas Ruhigeres suchen“, vermutet Runny. Und was werden sie selbst machen? Sue und Runny schauen sich kurz an „Noch ein paar Jahre wollen wir hier gut verdienen“, sagt Sue schließlich. „Aber wenn hier wirklich Massen von Touristen herströmen, dann `good bye`. Dann werden wir ein neues Restaurant irgendwo anders aufmachen.“ Runny nickt heftig und meint dann mit seinem bekannten charismatischen Lächeln: „Wir haben den Neustart nach dem Tsunami geschafft. Im Vergleich dazu ist alles andere easy!“

4.4 Versöhnungsprojekte – alles eine Frage der Definition

„Bildung für traumatisierte Kinder“, „Förderung der Völkerverständigung bei Jugendlichen“, „überkonfessionelles Bildungsprojekt“ – das sind die Stichworte, die dem interessierten User im Internet entgegenleuchten, wenn er nach „Versöhnung“ oder „Reconciliation“ in Sri Lanka sucht. Klingt gut, viel versprechend, sinnvoll. Doch Projektbeschreibungen können ja vor Ort etwas angepasst, alterniert oder diversifiziert werden. Kurz: das, was sich der gemeine Leser bei der Lektüre der Projektbeschreibung so schön zusammenreimt, sieht vor Ort oft etwas – sagen wir anders - aus! Aber anders heißt ja nicht unbedingt schlechter! Denn spannend waren sie trotzdem, die „Versöhnungsprojekte“. Hier ein paar davon, live und in Farbe!

4.4.1 Bildung – um jeden Preis

Sie tragen sie morgens, nachmittags, samstags und selbst am Sonntag: Schuluniformen. Morgens in der public school, nachmittags in den privaten Klassen – dem Zusatzunterricht – Nachhilfe sozusagen. Und am Wochenende? Noch mal zur Nachhilfe. Mathe, Naturwissenschaften, Englisch. Das sind die gefragtesten Nachhilfefächer. Und zwar nicht erst, wenn es aufs Abi zugeht – die A-levels – nein. Ab der dritten Klasse.

Sie haben keine Wahl, die Kinder. Die Eltern zahlen, die Eltern machen Druck, die Eltern wollen ihre Kinder an eine gute Uni bringen. Education – das hat hier einen extrem hohen Stellenwert. Darauf ist man stolz, damit gibt man an. Dafür müssen die Kinder einen Teil ihrer Kindheit opfern – klingt extrem, ist aber auch extrem, „a disaster“, sagt Father Christie dazu. Mit seinem hochgeschlossenen weißen Gewand sitzt der katholische Pfarrer in seiner Stube und erzählt. Er gestikuliert sehr gerne, meist mit einem verschmitzten Lächeln im Gesicht. Aber wenn er über seine „evening classes“ in der offenen Halle nebenan spricht, dann werden seine Gesten noch zackiger und sein freundliches Grinsen verschwindet. „Ja, es ist super, dass die Jugendlichen zur Nachhilfe kommen. Aber Kinder müssen doch auch spielen! Und dafür haben sie einfach keine Zeit mehr!“ Er streicht sich durch seine stylische Vokuhila-Frisur und meint nachdenklich: „Das Problem ist, dass unser Abitur so schwierig ist, dass es faktisch kaum einer ohne Nachhilfe schafft.“

Gleich wird auch sein überdachter Platz, eine Art offene Halle, nebenan wieder voll sein. Mit 50 Kindern und drei Nachhilfelehrern. Allerdings ist

seine Nachhilfe umsonst. „Normalerweise zahlen die Eltern zwischen 500 und 1.500 Rupien für ein Nachhilfefach im Monat“, meint er entrüstet. Das sind zwischen drei und 13 Euro. Aber wenn man nur zwischen 100 und 200 Euro im Monat verdient, ist das eine ganze Stange Geld. Und so schicken Eltern ihre Kinder gerne zur Don-Bosco-Schule bei Father Christie. Denn seine Nachhilfe ist umsonst. Und: egal, ob die Kinder Buddhisten, Hindus, Muslime oder Christen sind. Sie alle können kommen. „Aber ich verlange zwei Dinge: Respekt gegenüber anderen Kulturen und Religionen. Und, dass man unsere Schulregeln befolgt!“ Und die Regeln erklärt er, das sind: Pünktlichkeit und Disziplin. Und meint er noch lächelnd, sie alle müssen Schuluniform tragen. Aber die ist ja auch umsonst.

Father Christie ist Pfarrer. Katholischer Pfarrer. Und seine Mission ist es, hier so viele Kinder wie möglich fit zu machen. Für die Prüfungen an der staatlichen Schule und generell, fürs Leben. Father Christie steht von seinem Holzhocker auf, nimmt den Schlüsselbund und steuert den schmucklosen neuen Betonbau an.

Es ist Mittag, die Sonne brennt, doch ihm scheint das nichts auszumachen. Nicht einen Knopf öffnet er von seinem bis zum Hals zugeknöpften Gewand, während er munter plaudernd zum Klassenzimmer schlendert. Doch statt in den großen Betonbau nebenan zu gehen, läuft er daran vorbei, steuert auf eine Art Halle zu. Allerdings eine Halle ohne Wände. Und ohne ordentlichen Boden. Father Christie schlappt mit seinen Flipflops über blanken Beton. „Das ist das Klassenzimmer. 50 Schüler werden in ein paar Minuten da sein“, erklärt er und lässt sich auf einem der alten Stühle nieder. Drei Lehrer stehen hier gleichzeitig, jeder unterrichtet ein anderes Fach und schart seine Schüler einfach um sich. Die Möbel sehen aus wie aus den 70er Jahren: Holzstühle, Holzbänke, eine Tafel. Im Schulgebäude meint er lächelnd, da finden andere Kurse statt. Da bildet er junge Leute zu Bauzeichnern, Schlossern oder Elektrikern aus. Und gibt Computerkurse: „Darauf stehen vor allem die Mädchen!“

50 Auszubildende hat er momentan in seiner Technikschele. Als er angefangen hat, 2007, hatte er über 150. „Das Problem ist, dass die Regierung vor kurzem ebenfalls ganz viele technische Schulen eröffnet hat. Und auch die sind kostenlos. Die Schüler – vor allem die Jungs – gehen lieber auf staatliche Schulen.“ Warum? Da muss er lachen. „Staatliche Schulen sind einfacher, entspannter, sie sind nicht so anspruchsvoll!“ Er hingegen verlangt Pünktlichkeit, ordentliche Schuluniformen, keinen Bart und keine langen Haare bei Männern. Und Respekt vor den anderen Religionen. Denn

das, so meint er, „ist der Schlüssel zum Frieden in Sri Lanka“. Obwohl die Schule katholisch ist, ist sie offen für alle: Buddhisten, Hindus, Muslime – sie alle können sich einschreiben. Und sie müssen nicht durch einen katholischen Theologieunterricht. Das spart er sich. Stattdessen unterrichtet er Ethik, vermittelt Werte. Das sei seine Art, ein „Versöhnungsprojekt“ aufzuziehen, zwinkert er verschmitzt.

Der Pfarrer hält nichts davon, im Unterricht über die Bräuche, Traditionen und Lehren der vier Landesreligionen Buddhismus, Hinduismus, Islam und Christentum zu sprechen. „Wir alle glauben an einen Gott“, erklärt er, „das Allerwichtigste ist doch, dass man sich respektiert. Und genau das bringe ich den Schülern in meinen Ethikstunden bei“. Die Basics über andere Religionen würden seine Schüler so ganz nebenbei lernen, dadurch, dass in den Klassen Jugendliche aller Religionen zusammen lernen.

Seine Schule hat Erfolg, seine Mission läuft gut. „Alle Schüler, die in meiner Schule einen Abschluss gemacht haben, haben jetzt einen guten Job. Oft sogar in Dubai, Katar oder Doha.“ Nur eines wünscht er sich: „Ich wäre echt glücklich, wenn sich mehr Mädchen an unserer technischen Schule einschreiben würden!“

4.4.2 “A little problem with the ladies”

Sechs Monate Training. Englischunterricht. Arbeitserfahrung. Umsonst. Und noch dazu in einer der nobelsten Hotelketten Sri Lankas. Das klingt nicht übel! Auch wenn es eine CSR-Maßnahme ist, Corporate Social Responsibility. Aber egal, Hauptsache die Hotelkette investiert in die Jugend. Und in deren Toleranz, Respekt und Wissen über die vier großen Religionen Sri Lankas. Denn das ist ebenfalls eines der Ziele des Youth Development Projects der Jetwing-Gruppe: Die Ausbildungsgruppen sind ethnisch gemischt, die Hotelmitarbeiter ebenfalls, Multikulti at its best also.

Aber warum bildet eine Hotelkette in vielen ihrer Resorts an die 50 Jugendliche ein halbes Jahr lang aus, genauer: Ermöglicht ihnen, in alle Bereiche im Hotel reinzuschnuppern und bezahlt sie dafür und noch dazu den Englischunterricht? Wohlgermerkt, das ist keine Hotelschule, eher ein Schnupperpraktikum, mit einer hohen Wahrscheinlichkeit, danach auch eine echte Ausbildung in den Luxushäusern machen zu können. Oder auch wo anders, denn das ist das Risiko, wie der CSR-Projektmanager Riaz offen zugibt: „Klar, die Leute kriegen von uns am Ende ein Abschlusszertifikat. Und

nicht wenige sagen dann `bye bye`, und suchen sich einen Job woanders.“

Aber der Benefit, das sei „die Akzeptanz in der lokalen Bevölkerung. Dass die Leute in den Dörfern rund um unsere Luxushotels sehen, dass wir was für die Bevölkerung tun. Ihnen Jobs anbieten, und eine Perspektive“. Das heißt, dass die Leute nicht den Eindruck bekommen, da stellt jemand ein Nobelhotel hin und verdient mächtig Geld, ohne dass sie selbst etwas davon haben. Doch die Idee entstand auch ein bisschen aus einer Notlage, erzählt Manager Riaz: „Wir hatten 2006 folgendes Problem im Hochland. Wir suchten dringend ausgebildete junge Leute im Hotelfach. Aber da gab es keine. Also haben wir dieses Trainingsprogramm gestartet. Unser Glück war, dass die Pfarrer der Kirchen und Tempel unsere Idee gut fanden. So haben wir auf einen Schlag 30 junge Leute gefunden.“

Das Programm gibt es mittlerweile in fast allen Häusern der Kette, auch in Negombo, einer wuseligen Kleinstadt am Meer im Einzugsgebiet der Hauptstadt Colombo. Dort balancieren gerade Madeesha und Praveen Wasserkübel auf ihren Tablettts zu den weißhäutigen Gästen auf Liegen. Praveen ist schmal, ständig muss er den Gürtel seiner blauen Uniformhose nach oben ziehen. Er hat Schweißperlen auf der Stirn, im Schatten herrschen 35 Grad. Doch das bemerkt er ebenso wenig wie den idyllischen Blick durch die Palmen auf den weißen Sand und die Katamarane auf dem Meer. Konzentriert versucht er, das Wasser ebenso professionell einzuschenken wie seine Kollegin Madeesha. Sie beide haben gerade das Youth Development Program zu Ende gebracht, erzählen die beiden etwas schüchtern, aber der Stolz ist ihnen anzumerken. „Wir waren 42 zu Beginn. Aber nur 15 haben durchgehalten bis zum Ende“, erzählt Praveen. Warum das? Praveen wirft einen verlegenen Blick auf Riaz, den CSR-Projektmanager. Als dieser aufmunternd nickt, redet er weiter: „Für mich war es auch extrem schwierig, mich jeden Tag zu motivieren, ins Hotel zu gehen. Ich musste lernen, dass ich nun eine Verantwortung habe. Dass ich nicht einfach mal wegbleiben kann. Aber ich hab's geschafft!“

Und das ist ein Problem. Kellner, Zimmerjungs, Wachmänner – sie bleiben einfach mal einen Tag weg. Viele Hotel- und Restaurantbesitzer in Sri Lanka klagen darüber, können aber nichts wirklich tun. Denn sie bezahlen ihre Leute pro Tag. Und viele, erzählen sie, würden eben manchmal beschließen, dass sie einen Tag auch ohne Lohn auskommen. Und noch etwas, erzählen die beiden Jugendlichen, hätten sie gelernt: Andere Kulturen besser zu verstehen. „Ich bin ja katholisch, aber viele in unserer Ausbildungsklasse waren Muslime oder Buddhisten. Es war spannend, ihre Bräuche kennenzulernen.“

Allerdings gibt der Manager zu, sei Unterricht über die vier Religionen, über ihre Denkweisen und Traditionen nicht wirklich Teil des Ausbildungsprogramms. „Respekt und Toleranz ist der Schlüssel zum Frieden“, meint Riaz. „Wir haben hier ein multikulturelles Team, wir fördern das, aber haben jetzt keine explizite Quote. Durch die tägliche gemeinsame Arbeit und das gemeinsame Lernen in der Ausbildungsklasse lernt man sich automatisch kennen und respektieren.“ Versöhnung, Respekt, Toleranz, das käme so schon automatisch.

Jedenfalls bei den Auszubildenden, die sechs Monate dabei bleiben. Was mit dem Rest passiert sei? Praveen streicht sich durch die rasselkurzen Haare, Madeesha zuckt verlegen mit den Schultern, Riaz versucht zu erklären: „Wir haben da ein kleines Problem mit den `ladies`. Vor allem oben im Hochland, in den ländlichen Gegenden. Die Menschen dort sind noch sehr traditionell. Das heißt, Eltern sehen es einfach nicht gerne, wenn ihre Töchter einen Job annehmen. Unverheiratet! Und noch von zu Hause ausziehen!“

Oft würden die Eltern ihre Töchter zwar das Ausbildungsprogramm beginnen lassen, sie aber dann wieder rausnehmen. „In Sri Lanka zählt die Meinung der Eltern sehr viel. Kinder müssen sie respektieren, sie können sich nicht einfach darüber hinweg setzen.“

Praveen und Madeesha nicken. Allerdings haben ja auch zwei Drittel ihrer Klasse das Handtuch geworfen. Und das in Negombo, einer Stadt, die nun absolut nicht im ländlichen Hochland liegt. Manager Riaz wird verlegen, schweigt, denkt nach, und meint dann: „Samesame. Das kleine Problem mit den `ladies` würde hier eben auch bestehen.“

Die 21jährige Madeesha ist also fast eine Ausnahme. Und sie hat Ehrgeiz. Sie will sich jetzt im Hotel nach oben arbeiten. Ihr Kollege Praveen lächelt, er auch, meint er leise, greift sein Tablett und macht sich an die Arbeit.

4.5 Aufschwung Ost – im Eiltempo zum Massentourismus

Egal ob es der kleine Guesthousebesitzer, der Ranger im Yala-Nationalpark oder der Luxushotelmanager ist – sie alle kennen die magische Zahl: 2,5 Millionen. Das ist das Ziel, so viele Touristen sollen 2016 nach Sri Lanka kommen. Gut eine Million waren es 2012. Die Einnahmen aus dem Tourismus sollen innerhalb dieser Zeit versechsfacht werden. Doch da gibt es noch ein kleines Problem, denn für die 2,5 Millionen Gäste müssen auch

Betten her. Und zwar schnell. Deshalb hat die „Sri Lanka Tourism Development Authority“ über 40 Entwicklungszonen benannt, in denen unterschiedliche Kategorien von Fremdenverkehr aufgebaut werden sollen. Genauer: acht Tourismuskategorien, „8 wonderful experiences in 8 wonderful days“. Zum Beispiel: „Sports and Adventure (Thrills), Scenic beauty (Scenic)“ oder „Wild life and nature (Wild)“.

Viele dieser Tourismus-Entwicklungsregionen befinden sich an der Ostküste. Noch fährt man dort über die schmale Landstraße an der Küste entlang durch arme Fischerdörfer, vorbei an Reisfeldern und Wasserbüffelherden. Doch dazwischen tauchen immer mehr Baustellen auf. Straßen, und vor allem Hotels, werden im Eiltempo hochgezogen.

So auch in Arugam Bay, einem Fischerdorf, das bis vor Kurzem nur unter Surfern bekannt war. Nämlich als Spot mit Hippiecharme, billigen Basthütten, originellen Restaurants und gigantischen Wellen. Doch das ändert sich gerade. Und diese Veränderung ist beispielhaft für den geplanten „Aufschwung Ost“. Die Veränderung nehmen auch die Einheimischen wahr. Einer von ihnen ist Caim.

Caims Lieblingspruch ist: „If you are happy I am happy“. Er flirtet, surft, organisiert. Und spottet Elefanten oder arrangiert Dschungel-Tuktuk-Touren. Ein Mann für alle Fälle, die Surfer lieben ihn dafür. Caim ist muskulös, trägt Bürstenhaarschnitt und Cargohosen und spricht besser Englisch als die meisten hier. Arabisch spricht er übrigens auch: „Ich habe elf Jahre für die Polizei in Katar gearbeitet. Ein total langweiliger Job. Ich musste Leute vom Flughafen abholen und herumchauffieren. Aber die Bezahlung war super!“

Mit 22 hat Caim seine Sachen gepackt. Viel hatte er nicht, erzählt er und lässt seine coole Maske für ein paar Minuten fallen. „Ich stamme aus einer sehr armen Familie. Mein Vater ist früh gestorben. Deshalb war ich schon als Schuljunge für meine Mutter und Geschwister verantwortlich und musste Geld verdienen. Also bin ich fischen gegangen!“ Für Schule war da keine Zeit mehr, Caim ging nur fünf Jahre auf die Grundschule.

Sein Lebenslauf sieht dementsprechend wenig glorreich aus. Den musste er aber in Katar auch gar nicht einreichen, denn es lief wie alles hier: über Beziehungen. Der eigentliche Grund, warum er aber weg wollte, aus dem kleinen Fischernest an der Ostküste war der Krieg. „I was stuck“ – und das in jeglicher Hinsicht. Null Perspektive, null Bewegungsfreiheit, null Freiheit in irgendwelcher Hinsicht. Caim setzt sich neben sein Surfboard, schaut auf die tosenden Wellen. Während er seine Geschichte erzählt, scheint er zu vergessen, dass er ja eigentlich hier war um den in der Sonne bratenden Euro-

päerinnen Surfstunden, Dschungeltouren und Safaris zu verkaufen.

“1983 war ich sieben Jahre alt. Eines Tages haben die Tamil Tigers an die Tür geklopft. Sie brüllten uns an `gebt uns was zu essen`! Aber wir hatten ja selbst nichts. Meine Mutter hat angefangen zu weinen. Und ich hatte einfach nur große Angst“. Und so ging es dann weiter. In dem kleinen Fischerdorf an der Ostküste errichteten die Tamil Tigers ein Camp. Das Problem war, dass am anderen Ende des Dorfes bald die staatliche Armee – die gegen die Tamil Tigers kämpfte – ebenfalls ihre Zelte aufschlug. Mitten drin: Caim und die paar hundert Fischerfamilien.

“Wir konnten uns nicht mehr bewegen. Wenn wir in die Nachbardörfer gehen wollten, mussten wir x Kontrollposten passieren. Und man war ja nie sicher, dass man auch zurückkam!“ Erst dachte er, der Krieg sei bald um – doch es wurde immer schlimmer. Immer mehr Zivilisten kamen um. Und da sah er in einem gut bezahlten Job in Katar seine Chance rauszukommen.

Caim zuckt mit den Schultern, grinst – und zwar nicht zur Blondine auf dem Surfboard nebenan – und meint mit ernster Stimme. „Man muss das Leben genießen. Es ist zu kurz um es mit langweiligen Jobs zu verschwenden – auch wenn die noch so gut bezahlt sind! Deshalb bin ich zurück in mein Heimatdorf. Zurück zu meinem Surfboard, zurück zu meinem Leben am Strand!“ 2009 war das. Jedoch noch vor Kriegsende. “Ich hatte absolut nicht damit gerechnet, dass der Krieg bald zu Ende sein würde.“ Nach über elf Jahren kam er zurück. Mittlerweile konnte man sich besser in der Kriegszone bewegen. Natürlich mit den üblichen Kontrollen, aber immerhin. “Aber was mich total überrascht hat, waren die australischen Surfer. Die haben es irgendwie auch während des Krieges geschafft nach Arugam Bay zum Surfen zu kommen! Die ganzen Strapazen – aber für geniale Surfwellen machen die Australier wohl alles! Der Krieg war denen völlig egal.“

Die Fischer haben sich mit den surf-fanatischen Australiern über die Kriegsjahre hinweg angefreundet. Diese waren gerne gesehen – und sie brachten Geld. Viele Fischer haben einfache Bambushütten gezimmert und sie vermietet, das war ein nettes Zusatzeinkommen. Caim dreht sich um, zeigt auf ein paar Jungs in bunten Boardshorts. „Diese Jungs kommen schon ewig hier her. Ich kenne sie alle, sie haben mir Englisch beigebracht!“

Und dann auf einmal war der Krieg um. Und das hat Arugam Bay verändert – und zwar nicht nur ein bisschen, sondern so richtig. „Auf einen Schlag waren hier Surfer aus Italien, Deutschland, England, Frankreich und Dänemark. Und wir hatten ein großes Problem: nicht genug Unterkünfte.“ Also fingen hier alle an zu bauen – bis heute. Jeder setzt Bungalows in den Garten, jeder macht ein Restaurant auf. „Experience – no need Madame!“ . Irgendwie klappt das schon – das ist hier die Devise.

Seit 2010 ist Arugam Bay, der kleine Surf-Geheimspot zur Partylocation

Nummer eins an der Ostküste mutiert. In der Saison platzt der Ort – es kommen nicht nur die Surfer, sondern auch immer mehr “locals” – also einheimische Touristen. Caim schlendert an den vielen Bungalows entlang, zeigt auf eine schicke, gemauerte Anlage mit hübschen Hängematten zwischen den Palmen. „70-100 US Dollar kostet so ein Bungalow.“ Vor dem Krieg hat keine Hütte mehr als zehn Euro gekostet. „So lange die Touristen kommen, und solange wir nicht genügend Unterkünfte haben, können wir so hohe Preise verlangen. Ein tolles Geschäft! Und es ist besonders gut für die Fischer, denn die verdienen auch heute noch nicht viel.“

Wie das weitergehen soll? Caim schüttelt den Kopf. Die Regierung hat die Ostküste zur Tourismus-Entwicklungsregion erklärt. Er zeigt auf das Buchtende. „Dort wird die Regierung ein Riesenhotel hinstellen. Und das wird nicht das Einzige sein. Arugam Bay wird wachsen. Aber die entspannte Atmosphäre die wird ziemlich sicher verschwinden.“ Was er jetzt vorhat? Da setzt Caim wieder sein Sonnyboy-Lächeln auf, zwinkert, nickt den Surferinnen zu und meint: „Ich liebe meinen Job als Surflehrer. Und ich will mein Leben genießen. Solange ich vom Surfen leben kann, mache ich das. Ich will einfach nur glücklich sein und möchte die Touristen auch glücklich machen!“ Und dann meint er noch: “Von meinen Ersparnissen aus Katar habe ich ein bisschen Land gekauft. Vielleicht baue ich ja auch Bungalows. We will see Madame!”

4.6 Umweltschutz und Ökotourismus – populäre Begriffe

Die Mitarbeiter der Sri Lanka Ecotourism foundation (SLEF) versuchen seit fast 15 Jahren nachhaltigen Tourismus in Sri Lanka zu fördern. Ihr Ziel: Touristen nicht nur für „sun, sea and sand“ zu begeistern, sondern auch für Flora, Fauna und Nationalparks. Und, sie wollen die Einheimischen für den Umweltschutz sensibilisieren, aufklären, und zum Mitmachen animieren. Was genau versteht man in Sri Lanka unter „environment-projects“ und ecotourism? „These are the most overused expressions ever“, schimpft die Restaurantbesitzerin Anne aus Arugam Bay an der Ostküste. Jeder würde sich mit diesen Begriffen schmücken, vor allem bei Westlern würden diese Stichwörter immer ziehen.

In westlichen Reiseführern werden stets auch die Initiativen von Einheimischen angepriesen, die Natur-Ausflüge als „community based tourism“ anbieten. Das heißt, lokale Guides zeigen die Naturhighlights ihrer Region und sensibilisieren Touristen und Einheimische damit für die Schönheit der Umgebung. Und auch dafür, diese (noch) intakte Natur zu schützen. Denn

schließlich profitieren sie ja auch davon, vor allem aus finanzieller Sicht. Auf der Suche nach Mitgliedern dieser Initiative ist das die inselweite Standardantwort: „I have heard about it, but I have never seen anything nor do I know anyone involved.“

Ähnliche Reaktionen bekommt man auch bei der Suche nach sogenannten Umweltinitiativen, wie zum Beispiel die „organisation for preservation“ of Unawatuna. „Ja, die gibt es, allerdings nur auf dem Papier. Es hat noch nie ein Treffen stattgefunden“, so die gängige Antwort der Hoteliers und Restaurantbesitzer.

Was es jedoch zuhauf gibt, und zwar nicht nur auf dem Papier, sondern ganz real das sind „Eco-Tourism-Anbieter“. Sie bieten Naturerlebnis-Touren an oder machen Safaris durch die vielen Nationalparks. Oder auch Rafting, Mountainbiking oder Hikingtouren. Umwelttourismus ist in Sri Lanka - genauso wie im Rest der Welt - nicht klar definiert.

Dennoch prallen in Sri Lanka Gegensätze aufeinander: Auf der einen Seite stehen die Naturerlebnistouren, auf der anderen Seite ist der Straßenrand auf dem Weg zum Nationalpark mit Müll gesäumt. Öffentliche Mülleimer sucht man oft vergeblich. Und wenn, heißt das nicht, dass diese auch genutzt werden. Getränke gibt es in Plastikflaschen mit Plastikstrohalm in Plastiktüten. Busse und Minivans lassen ihre Motoren auch beim Parken laufen. Supermärkte und Shoppingmalls werden mit der Klimaanlage auf Kühlschranktemperatur gekühlt.

Aber langsam werden die Menschen für den Umweltschutz sensibilisiert. Dazu tragen eben genau diese Ökotourveranstalter bei oder die ersten Öko-Hotels der Insel. Und die Regierung selbst. Schließlich lautet der offizielle Tourismus-Slogan des Landes: „Sri Lanka – Wonder of Asia“. Und dieses Wunder wird vor allem mit Bildern von gold-gelben Stränden, einsamen Palmen und kristallklarem Wasser beworben. Das ist das Bild, das Touristen im Kopf haben sollen. Und das ist auch das Bild, das die Regierung den Gästen vor Ort präsentieren möchte. Und wenn diese Idylle in Gefahr ist, scheint die Regierung auch zu handeln. So zum Beispiel im Touristenörtchen Unawatuna an der Südküste. Postkarten von vor zehn Jahren zeigen nämlich noch eine Bilderbuchbucht mit langem, feinem Sand. Doch wer heute dort Fotos macht, bekommt ein etwas anderes Motiv vor die Linse. Einer, der die Veränderung der Bucht sehr genau seit Jahren verfolgt ist ein Mann namens Slim.

4.6.1 Umweltschutz oder wie die Steine ins Dorf kamen

Slim stützt die Hände auf das Holzgeländer der Veranda, atmet tief ein und seufzt: „Not again. Das geht jetzt schon seit Wochen so.“ Er zeigt auf das Chaos, das sich unten auf der kleinen Dorfstraße abspielt: „Wollen wir wetten? Die stehen jetzt noch 30 Minuten so da, ohne dass sich was bewegt!“ Slim grinst, streicht sich seine grauen langen Haare aus dem Gesicht und beobachtet amüsiert das Schauspiel auf der Dorfstraße Unawatunas. Zehn Tuktuks, drei schwarze Jeeps mit getönten Scheiben und zwei Minivans haben sich ineinander verkeilt. Es stinkt nach Diesel. Mittendrin stehen ein Kioskbesitzer und ein Bauarbeiter. Beide brüllen etwas Unverständliches, winken, stoppen, zeigen mit ihren Händen Millimeterabstände an. „Die beiden spielen Verkehrspolizei“, lacht Slim, „sie versuchen die Fahrzeuge irgendwie durch die Gasse zwischen Hotels und Restaurants zu schleusen“.

Im grünen Tuktuk am Ende der Schlange greifen zwei Engländer genervt ihre Wasserflaschen und Strandtaschen. Ihre Gesichter sind hochrot – nicht nur wegen des leichten Sonnenbrands, sondern vor Wut. Fluchend drücken sie dem Tuktukfahrer ein paar Scheine in die Hand um sich zu Fuß die 300 Meter durch die Autos an den Strand durchzukämpfen. „Das können sie lassen, keine Chance“, kommentiert Slim von seinem „Logenplatz“ auf der Veranda des South Ceylon Vegetarian Restaurants. Zwei Minuten später werden die beiden Touristen von den selbst ernannten Verkehrspolizisten in den Juweliershop verfrachtet. Auf der Straße ist gerade absolut kein Platz mehr für auch nur einen Touristen.

Das Holzgeländer der Veranda knarrt jedes Mal, wenn Slim seine Position verändert, um besser sehen zu können, schließlich ist Slim nicht gerade leicht, wie er selbstironisch gerne sagt: „Alle hier nennen mich Slim – seit ich hierher komme, also seit 45 Jahren. Meine Sri Lankanische Gastfamilie meint immer, entweder sie nennen mich Fatboy oder eben Slim, also Dürrer. Mir ist das recht!“ Slim ist jetzt 65, er hat für die englische Marine gearbeitet, genau wie sein Vater. Und mit diesem kam er vor 45 Jahren das erste Mal in das kleine Fischerdörfchen an der Südküste Sri Lankas. Der Flecken Erde hat ihm so gut gefallen, dass er seither jedes Jahr ein paar Monate hier lebt.

„Dieser Stau in Unawatuna ist neu. Noch vor Kurzem knatterten in der Mittagshitze maximal ein paar Tuktuks vorbei.“ Slim muss fast brüllen, um den Lärm der Motoren zu übertönen. Er zeigt über die Dächer auf einen weißen Punkt, der zwischen den Palmen hervorsteht. „Das ist der Grund für den Stau hier!“ Auf einmal kommt Bewegung in den Mann, den sonst so gar

nichts aus der Ruhe bringen kann. Slim zieht seine Goldhalskette und sein grellgelbes Muskelshirt zurecht, schnappt sich die Sonnenbrille und bewegt seine über hundert Kilo blitzschnell die Treppe hinunter. Auf Schleichwegen bahnt er sich den Weg ans vordere Stauende. Keuchend und etwas rot im sonnengebräunten Gesicht zeigt er kurz darauf triumphierend auf einen weißen LKW. „Der ist schuld am Stau! Seit Wochen fahren nun jeden Tag unzählige Lastwagen durch die Dorfstraße in Richtung Tempel.“ Er klopft auf die Pritsche des Lkws: „Steine, riesengroße Steine haben sie alle geladen. Die müssen buchstäblich in den letzten Winkel des Ortes.“

Slim stapft hinter dem Kiosk hindurch an den Strand. Hier hört man nichts mehr vom Verkehr, zu laut klatschen die Wellen an den Strand, zu laut ist die Musik der vielen Strandbars. Er bahnt sich den Weg durch Holzliegen und Sonnenschirme und zeigt ans Ende der Bucht. „Dort, neben den buddhistischen Tempel bringen die Bauarbeiter die Steine hin. Sie bauen damit diese Mauer!“ Slim zeigt auf große Stein- und Felsblöcke, die wie eine Mauer die Bucht ins Meer hinein verlängern. Vom Strand aus sieht man nur, wie die Gischt meterhoch hinter den Felsen hochspritzt.

Interessiert gesellen sich ein paar Touristen aus Deutschland und Schweden zu Slim. „Ich dachte, die Felsen seien natürlich“, meint ein junger Surfer. Er zieht seine hochgesteckte Sonnenbrille von seiner Haartolle herab, um besser sehen zu können, was sich beim Tempel abspielt. Eine deutsche Touristin im Batikhemd ist ebenfalls erstaunt. „Ich habe mich auch schon gewundert, was dort gebaut wird und was die LKW hier machen. Aber ich habe mir zusammengereimt, dass die Steine für neue Hotels sind!“

Slim nickt fachmännisch. „Die Steine sind für eine Mauer, die noch viel weiter ins Meer hinein verlängert werden soll. Warum? Damit sich dort die Wellen brechen! Es soll eine Art natürliches Riff sein. Ein Riff, das die starke Strömung von der Küste weggleitet.“ Die Touristen schauen ihn mit großen Augen an. „In meinem Reiseführer steht, dass Unawatuna ein natürliches Riff hat!“ Was das Künstliche bringen soll, will der Surfer wissen. Slim schüttelt den Kopf: „Ich wette, dein Führer ist noch aus der Zeit vor dem Tsunami! Das natürliche Riff wurde nämlich durch die Riesenwelle ziemlich zerstört. Und seither hat Unawatuna ein ernstes Problem.“

Die Gruppe setzt sich in Bewegung, folgt Slim, der auch bei 35 Grad heißem Sand barfuß auf die Strandbars zustapft. Mit dem rechten Fuß wühlt er ein bisschen im Sand bis gelbe Säcke zum Vorschein kommen. „Hier, da liegen überall Sandsäcke vor den Restaurants und Bars. Die Besitzer versu-

chen so zu verhindern, dass die Wellen nicht die Häuser am Strand unterspülen. Aber das klappt nicht wirklich!“

Slim läuft ein paar Meter und springt lässig die zwei Stufen hinauf auf den Balkon eines Fischrestaurants. Er zeigt auf einen handbreiten Riss, der mitten durch den Balkon verläuft. Neben dem Restaurant liegen Betonblöcke auf dem Sand. „Das war mal ein Balkon, den haben die Wellen einfach weggerissen.“ Die Touristen sind auf einmal auffällig still und nachdenklich. „Wir haben uns schon die ganze Zeit gewundert, warum die Liegen jeden Tag bei Flut fast weggeschwemmt werden. Aber irgendwie fanden meine Kumpels und ich das eher witzig! Warum das so ist, haben wir uns noch nie gefragt“, meint der Surfer mit der Haartolle. Die Dame im Batikshirt stimmt ihm zu. Sie habe sich auch gewundert, warum der Strand in Unawatuna so schmal sei.

Erwartungsvoll blicken die Touristen auf Slim. Der fühlt sich sichtlich geschmeichelt, dass er als quasi „Einheimischer“ endlich einmal sein Wissen anbringen kann. „Nach dem Tsunami war ja nicht nur das natürliche Riff zerstört. Sondern die Bewohner haben danach einfach noch näher an den Strand gebaut als vor dem Tsunami. `Die Touristen wollen das so´ war ihre Begründung. Insofern wurde der Strand allein durch die Gebäude schon schmaler. Aber das wirkliche Problem ist die Erosion.“

Und die soll die Steinmauer am Ende der Bucht nun verhindern. Slim wird immer ein bisschen lauter, wenn er über die Mauer spricht. Man braucht nicht wirklich zwischen den Zeilen lesen zu können, um zu erkennen, was der ehemalige Marine-Offizier davon hält. „Ich war neulich auf der Baustelle und habe mit dem Ingenieur gesprochen. Ich wollte wissen, ob es denn eine Untersuchung von Meereswissenschaftlern gegeben habe, die zeigt, dass die Steinmauer tatsächlich die Strömung abhält. Und dass so tatsächlich die Erosion in Unawatuna gestoppt werden kann.“ Er blickt in die Runde und schüttelt langsam den Kopf. „Das war die Antwort. Es gab überhaupt keine Untersuchung.“ Der Ingenieur – erzählt Slim sichtlich aufgebracht – habe schlicht und ergreifend mit den Schultern gezuckt und gesagt: „Ich mache hier einfach nur, was mir aufgetragen wurde!“

Slim schmunzelt über sich selbst, wenn er merkt, dass er über diese Einstellung immer wütend wird. „Ich lebe nun schon so lange hier, eigentlich sollte ich so langsam mit dieser passiven Mentalität der Sri Lankaner klar kommen. Aber ich schaffe es einfach nicht, mich nicht aufzuregen“, gibt Slim zu. Er habe darüber viel mit seiner Gastfamilie und mit seinen einhei-

mischen Freunden diskutiert. Aber das Ergebnis sei immer das Gleiche gewesen. Nämlich der Standardsatz: „Die Regierung macht sowieso, was sie will! Ob wir uns aufregen, ob wir protestieren oder nicht. Es wird nichts ändern.“ Das Fazit: Die Einheimischen arrangieren sich eben mit der Situation, sie versuchen das Beste für sich daraus zu machen.

So sei es eben auch mit dieser Mauer gewesen, erklärt Slim. Die Touristen nicken, und schlendern zurück zu ihren Liegen. Slim macht sich auf in Richtung Dorfstraße, wo sich der Stau mittlerweile aufgelöst hat. Vom Guesthouse Pink Elefant schallt Gelächter herüber, es riecht nach gebratenem Reis. Ein junger Mann in roten Bermudashorts winkt Slim zu. Es ist Chaminda, der Besitzer. Auch ihn nerven die LKW, aber er sieht das Ganze positiv: „Wir alle leben von den Touristen. Und Touristen wollen Strand. Wenn der weggespült wird, können wir alle dichtmachen. Insofern finde ich die Aktion der Regierung gut diese Mauer zu bauen. Sie wollen ja nur den Strand erhalten und die Umwelt schützen“, meint er. Auf Slims Frage, ob er denn von einer Studie wisse, die das belegen würde, zuckt Chaminda mit den Schultern. „Nein, aber die Mauer ist auf alle Fälle einen Versuch wert.“

„Ich bin kein Psychologe“, meint Slim etwas resigniert, während er weitschlendert, „aber ich vermute, dass diese Einstellung etwas mit 26 Jahren Krieg zu tun hat“. Die Menschen hier seien immer schon vor vollendete Tatsachen gestellt worden. „Gegen Krieg konnten sie nichts machen, gegen viele andere Dinge auch nicht. Im Vergleich zu westlichen Ländern ist Sri Lanka keine wirkliche Demokratie mit Mitspracherecht“, meint Slim. Zwar würde die Regierung ihre Pläne über die staatlichen Medien kommunizieren. „Aber die Menschen hier werden mit Plänen zugeschüttet. Ständig kommen Neue auf! Meine Gastfamilie sagt immer: `Wir glauben einen Plan erst, wenn wir etwas davon sehen´.“ „Und so“, ereifert sich Slim weiter, „ist es eben auch mit der Steinmauer gegen die Erosion gewesen“. Die Bewohner seien schon informiert worden, aber sie hätten sich einfach passiv verhalten. „Deshalb regen sie sich jetzt auch nicht so auf wie ich“, schmunzelt Slim. Sondern würden ganz pragmatisch versuchen mit dem Stau, dem Lärm und den davon genervten Touristen umzugehen.

Slim wischt sich die Schweißperlen von der Stirn und klettert die Stufen zu seinem Lieblingsplatz hinauf. Auf der Veranda des vegetarischen Restaurants bestellt er erst einmal ein Bier. Dann blickt er in Richtung Strand und sagt leise: „Ich hoffe sehr, dass der Plan mit der Mauer aufgeht. Denn sonst ist der Strand in ein paar Jahren weg – und dann wäre auch ein Stück meiner Heimat weg. Und ich will mir mit meinen 65 Jahren keinen neuen Ort mehr suchen müssen!“

4.6.2 Umweltschutz – ein Bibel-Auftrag

Fazit: Auch wenn Umweltschutz und Ökotourismus populäre Begriffe sind, unter denen jeder etwas anderes zu verstehen scheint – es ist ein Start. Auch die Kirchen sind in Sachen Umwelt engagiert. Zum Beispiel die Methodistische Kirche. Ihr Umweltschutzauftrag stehe in der Bibel, sagt die Referentin für Ökoprojekte Ajantha:

„Genesis 1, 28: Wir sind dazu bestimmt, Gottes Werk zu beschützen.“ Deshalb hat sie in ihren Kirchengemeinden einen Wettbewerb gestartet: Wer schafft die umweltfreundlichste Kirche? Ganz vorne mit dabei sind da die Gläubigen im kleinen Ostküstendorf Komari.

Dort schwitzt der Reverend in seinem tiefschwarzen Stehkragenhemd. Dabei ist es heute kühl, den ganzen Morgen hat es geschüttet, Monsun an der Ostküste. „Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen den Garten unserer Kirche“, ruft Vinoth, wischt sich den Schweiß vom Schnauzbart und stapft im Stechschritt durch den Sand auf ein Stück Rasen zu.

„Bohnen, Gurken, Tomaten – die ganze Gemeinde arbeitete gemeinsam daran.“ Der Pfarrer der Methodisten-Gemeinde Komari platzt fast vor Stolz, wenn er über sein Umweltprojekt spricht. Seine Augen funkeln, seine wilden Gesten werden noch hektischer. Wenn man ihn so reden hört, könnte man meinen, seine Gemeinde hätte eine Gemüseplantage angelegt. Wenn man jedoch von der Hauptstraße auf das karge Kirchengebäude schaut, sieht man davor ein etwa 30-Quadratmeter-Stück Grün. Ein paar Bohnenstöcke, ein paar Zierpflanzen – es erinnert sehr an einen englischen Vorgarten!

Vinoth zieht ein Taschentuch unter seinem Priestergewand hervor und wischt sich über die Stirn. Das Land, der Boden hier sei perfekt für Gemüse, erklärt er und reißt sich ruckartig den weißen Stehkragenverschluss auf. „Ich selbst vertrage diese Hitze nicht so gut, aber sie ist toll für unsere Pflanzen“, stöhnt er.

Der Grünstreifen vor der Methodisten-Kirche ist das „Umweltprojekt“. Eine ganz neue Idee, bei der alle 200 Familien der Methodisten im Dorf mitgezogen haben, erzählt er. „Sowohl die Kinder als auch die Großeltern, alle wollten mithelfen.“ Aber das sei ja noch lange nicht alles. In einem Affenzahn schlüpft der etwas korpulente Geistliche in seine Flipflops und eilt hinter das Kirchengebäude. Auf dem Kirchendach hüpfen fünf Affen herum, die Strandhunde bellen sie an. Der Reverend würdigt sie keines Blickes, er hat nur Augen für seine Kokospalmen. In dem circa 100 Meter breiten Streifen zwischen Kirche und Strand stehen unzählige davon. Dazwischen Strandmüll, Mangroven, Hundehaufen. „Die Kokosnuss-Bäume gehören der Gemeinde. Wir verkaufen sie und bekommen so wieder Geld für die Gemeinschaft. Das ist der Gewinn aus unserem Garten.“

Money, funding, die Wörter tauchen fast in jedem zweiten Satz des Pfarrers auf. „Wissen Sie, wir haben hier ein großes Problem. Plötzlich haben die Deutschen ihre Spenden eingestellt. Jetzt fehlt uns das Geld in der Gemeinde.“ Wer genau die Deutschen seien? Die Methodistenkirche? Da ist der sonst so gesprächige Pfarrer auf einmal stiller. Er denkt kurz nach, zuckt verlegen mit den Schultern und meint: „Ich weiß es nicht.“ Es sei aber auch egal, jedenfalls käme eben kein Geld mehr aus Deutschland und das sei ein „disaster“.

Er zeigt auf das grüne Gebäude hinter der Kirche, Day-Care-Center steht auf der Wand. „Mit dem Geld der Deutschen konnten wir 65 Kinder betreuen. Und zwar ganztags, inklusive Mahlzeiten.“ Aber jetzt? Nur 35 Kinder sind hier. Sie kommen halbtags von acht bis halb zwölf Uhr mittags. Und das Schlimmste sei, dass die Familien für den Kindergarten jetzt selbst bezahlen müssen. Drei Euro im Monat. „Aber das ist für die meisten schon zu viel und nicht aufzubringen. Die Menschen hier sind sehr arm. Sie bauen Gemüse an, aber zum Leben reicht das kaum.“

Und dann hat der Reverend eine Idee. Ich könne ja hier drüben im Haus übernachten, drei Tage oder so. Das wäre superbillig und total idyllisch – vor der Tür die Hauptstraße, hinter dem Zimmer die aggressiven Affen und Strandhunde und, klar, die Kokospalmen. Drei Euro die Nacht, ein Schnäppchen! Ach ja, und ob ich da nicht was machen könne, ich sei ja Deutsche. Das Funding ein bisschen aufpeppen. „Können Sie nicht mit der Kirche in Deutschland sprechen und für uns Spenden sammeln? Nicht viel, es reichen uns schon 1.000 – 2.000 Rupien pro Monat.“ Das wären vier Tagessätze eines srilankanischen Tagelöhners. „Ohne die Spenden können wir unser Umweltprojekt nicht weiter betreiben“, schlussfolgert er. Und das würden die umweltfreundlichen Deutschen ja bestimmt auch nicht gut finden!

5. Ein paar abschließende Gedanken...

...ohne zu behaupten, dass ich nun weiß, wie die Srilankaner ticken!

Um es vorwegzunehmen: Ja, ich habe einen Eindruck bekommen, davon, wie Menschen, die seit 30 Jahren nur Krieg kennen, jetzt leben. Welche Wünsche, Träume, Perspektiven sie haben. Und auch welche Probleme, Einschränkungen und Ängste. Was sie aus ihrem Land machen und in Zukunft machen wollen. Wie sie respektvoll über die Bräuche und Religionen ihrer Freunde, Bekannten oder Kollegen sprechen – die meisten jedenfalls. Und, dass sie zwei Riesenereignisse immer noch beschäftigen. Das Schlimme: der Tsunami 2004. Und das Schöne: das Kriegsende 2009.

Aber um wirklich zu verstehen, wie die Srilankaner ticken, muss man

wohl dort geboren sein – so formuliert es zumindest Slim, ein 65jähriger Engländer, der seit 45 Jahren mit einer srilankanischen Gastfamilie lebt. „I live with locals, I talk to them, they open up to me – but still, after all those years I have to say: the Srilankan way of thinking is one of the most complex I have ever seen.“ Und Slim hat viel gesehen, als Kind eines Marinekapitäns hat er in unzähligen Ländern gelebt.

5.1 Ear-Catcher und Worthülsen

Was den Rechercheplan und die Praxis angeht – genauer: Wie Rücksiedler leben, wie Versöhnungsprojekte und der Aufschwung Ost funktioniert und was man unter Umweltprojekten und Ökotourismus versteht – kann ich sagen: Ja, es war spannend! Auch – oder gerade weil - es vor Ort und in der Praxis oft ganz anders aussah als die geneigte Rechercheurin es aufgrund ihrer Internet- und Telefonrecherche vom Schreibtisch aus im fernen Deutschland angenommen hatte!

Auf den Punkt gebracht und zugespitzt könnte man sagen: Das Wort „Versöhnungsprojekt“ ist in Sri Lanka genauso wie in Deutschland ein extrem populärer „ear-catcher“, der so rein gar nichts aussagt aber wichtig klingt und ein strukturiertes Vorgehen zum besseren gegenseitigen Verständnis vermuten lässt. Sprich: Versöhnungsprojekte entpuppten sich meist als Bildungsprojekte – die ganz ohne Frage sehr wichtig sind. Viele davon sind auch multi-ethnisch, zumindest in der Theorie. Wenn tatsächlich junge Menschen verschiedener Ethnien daran beteiligt waren, war das auch schon der „Versöhnungspart“ – nach dem Motto: Wenn Menschen mit verschiedenen Religionen zusammen Mathe büffeln oder schweißen lernen, dann reden sie ja miteinander, die „Versöhnung“ kommt so automatisch!

5.2 „Umwelt“ und „Öko“ – angesagte Schlagworte!

So ähnlich sahen die Umwelt- und Ökotourismusprojekte aus: Die beiden Schlagworte ziehen immer – und vermutlich auch überall auf der Welt! Was genau dahintersteckte: Vom „Gemüse pflanzen“ über „Mülleimer benutzen“ oder „Nationalpark-Safaris in Jeeps“ bis hin zum Ökohotel mit Meerwasserentsalzungsanlage, solarbetriebener Airconditioning, Hightech- Kompostanlage, intelligenten Lichtschaltern und LED-Lampen. Letzteres ist bis jetzt allerdings die Ausnahme. Sprich: Die Sensibilisierung für den Umweltschutz ist gerade erst am Anfang. Pionier-Ökohotels arbeiten mit Schulen zusammen, um Kindern die Basics des Umweltschutzes wie Müllvermeidung oder Energiesparen beizubringen. Immer in der Hoffnung, dass Kin-

der als Multiplikatoren fungieren und ihre Eltern in Sachen Umweltschutz erziehen. Und Ökotourismus? Es ist in Sri Lanka wie eben überall auch ein ungeschützter Begriff. Zutreffender wäre bei den meisten Ökotourismus-Projekten der Name „Natur-Tourismus“. Denn meist verbergen sich dahinter Safaris, Nationalpark-Touren oder Rafting-Abenteuer. Aber keine Hotels aus nachhaltigen Materialien oder Maßnahmen, die sanften Tourismus fördern. Im Gegenteil: Das Land scheint auf die Massen zu setzen.

5.3 Der Osten vor dem Massenansturm

Dies gilt vor allem im „wildem Osten“ und Norden – also in den ehemaligen Kriegsgebieten. Man spürt die Aufbruchsstimmung – sowohl bei Fischern und Kioskbesitzern als auch bei Hoteliers. Die Menschen können ihre neue Freiheit noch immer nicht so richtig fassen - dass jetzt Touristen kommen, dass sie selbst reisen können, dass jetzt Straßen, Internetleitungen und Hotels gebaut werden. Sie sehen eine Perspektive in ihrer Heimat – etwas, was sie 30 Jahre lang nicht hatten. Insbesondere die Touristen sollen jetzt Geld bringen, das ist auch der Plan der Regierung. Dass da alle mitverdienen wollen, ist verständlich. Inwiefern Nationalparks, Regenwälder und die vielen Lagunen in Mitleidenschaft gezogen werden, wird man wohl schon in ein paar Jahren sehen.

5.4 Aufbruchsstimmung

Sri Lanka ist ein Land im Umbruch und Aufbruch. Das spürt man bei jedem Gespräch. Die Menschen hoffen auf ein besseres Leben, jetzt, wo der Krieg endlich vorüber ist. Sie haben Ideen, Pläne und wollen etwas bewegen. Es ist ein bisschen vergleichbar mit der Stimmung in Deutschland nach der Wende. Grundbedingung dafür, dass ihre Pläne aufgehen, ist allerdings dauerhafter Frieden. Und das setzt gegenseitigen Respekt und Toleranz voraus. „Respect“ und „tolerance“ sind auch Worte, die immer wieder in Gesprächen auftauchen – vor allem in denen mit jungen Menschen. Sie betonen, wie wichtig dies sei und haben keinen Zweifel daran, dass sich in Zukunft alle respektvoll verhalten und Sri Lanka friedlich bleibt. Denn schließlich sind sie stolz auf ihr Land – auf ein Land, in dem Menschen mit vier verschiedenen Ethnien und Religionen zusammenleben. Und in dem Versöhnung vielleicht wirklich „automatisch“ passiert...!

6. Danke

Vielen Dank an die vielen interessanten Gesprächspartner, die sich so viel Zeit genommen haben. Die mich herumgeführt haben, mich mit in ihre Familien genommen haben. Die einer Deutschen immer wieder versucht haben zu erklären, was es heißt, endlich frei zu sein, endlich reisen zu können, endlich eine berufliche Perspektive im eigenen Land zu haben. Und die unglaublich offen waren, über sich zu erzählen. Und im Gegenzug auch großes Interesse und eine noch größere Neugierde gezeigt haben für das Leben in Deutschland.

Besonders bei diesen Menschen möchte ich mich bedanken: Julie, Irene, George, Father Christie, Slim, Philipp, Rancy, Shiranka, Ugitha, Dulan, Sue, Rasheed, Musheen, Lal, Richey, Riaz, Jeewaka, Ajantha und Sachi.

Und last but not least natürlich der Heinz-Kühn-Stiftung, insbesondere Ute Maria Kilian, für die einmalige Gelegenheit, diese Insel so lange zu bereisen und so viele interessante Menschen, Themen und Orte zu entdecken!